

Ulrich Herbert

Nötig ist der nüchterne Blick auf die Vergangenheit

Resümierende Betrachtungen zum Streit zwischen Walser und Bubis

Gedruckt (leicht gekürzt) in: Badische Zeitung, 15.12.1998

Der Streit zwischen Martin Walser, Ignaz Bubis und Klaus von Dohnanyi, der in den vergangenen Wochen viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, bezog seine besondere Schärfe dadurch, daß hier erstmals nach dem Kriege eine sehr persönlich und mit einigem Ingrimm geführte Auseinandersetzung zwischen dem Vertreter der Juden in Deutschland und nicht-jüdischen, eher liberalen Intellektuellen öffentlich ausgetragen wurde. Allerdings war die sich daran anschließende publizistische Erregung von dem Eindruck bestimmt, daß man hier zwar eine "wichtige Debatte" vermutete, sich aber nicht einig war, worum es dabei eigentlich gehe.

Betrachtet man den Streit mit etwas Distanz, so kann man hierbei vier voneinander zu unterscheidende Aspekte hervorheben.

1. In seiner Rede in der Paulskirche erhob Martin Walser Klage über die Art und Weise des Umgangs mit der NS-Vergangenheit. Diejenigen, so führte er aus, die vor allem in den Medien damit beschäftigt seien, über die Verbrechen des NS-Regimes zu berichten, täten dies in einer ganz anmaßenden Art und Weise: So als ob diejenigen, die über die NS-Zeit berichteten und schrieben, sich in einer moralisch besseren Situation befänden oder gar den Opfern der NS-Diktatur näher seien, als diejenigen, die ihnen zusähen oder zuhörten. Diese Art der "Dauerpräsentation unserer Schande" führe bei ihm selbst mittlerweile zum Wegsehen. Im Kern gehe es bei dieser Aufklärung über die NS-Zeit weniger um die Verbrechen, die Opfer, die Täter selbst, sondern um einen posenhaften Entlarvungsgestus: "Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie - die Schande - uns vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern?".

Diese Beobachtung ist nicht falsch und darauf hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst Walsers, das auch nicht dadurch vermindert wird, daß seine Rede auch eine verärgerte Reaktion auf eine kritische Bemerkung im "Literarischen Quartett" über seinen Erinnerungsroman "Ein springender Brunnen" darstellte, als nämlich ein Rezensent bemerkte, in Walsers Darstellung der NS-Zeit komme "Auschwitz" nicht vor. Dennoch trifft Walser hier einen richtigen Punkt: Wer über die NS-Zeit berichtet, schreibt oder vorträgt, gerät leicht in die Pose des "Mahners", so als ob man sich als Deutscher aus den Traditionen der deutschen Geschichte dadurch lösen könne, daß man beherzt die Partei der Opfer ergriffe oder über die Furchtbarkeiten des Genozids berichte. Viele, die wie ich selbst häufiger in die Lage kommen, Vorträge über die Verbrechen des NS-Regimes zu hören oder gar zu halten, werden den Eindruck kennen, daß solche Veranstaltungen zuweilen einen nahezu liturgischen Charakter annehmen und man sich als Berichtender oder Vortragender nicht leicht gegen den selbst erzeugten Eindruck feien kann, der guten Seite irgendwie näher zu sein als denen, die die Verbrechen begangen oder angeordnet haben. Auf der Seite der Mahner zu stehen, nicht

der zu Ermahnenden, auf der Seite der Beschämter und nicht der Beschämten, entspricht daher einem Wunsch vieler; und nicht zuletzt die zum Teil enthusiastische Zustimmung zu dem (fachlich fast schon vergessenen) Buch von Daniel Goldhagen in Deutschland zeugte von diesem Verlangen: jedenfalls nicht zu denen gehören zu wollen, gegen die sich Goldhagens Buch richtete.

2. Wer am Ende des Krieges 20 Jahre alt war, ist heute dreiundsiebzig. Die Zahl derer, die den Krieg und den Völkermord erlebt und überlebt haben, wird immer geringer. Der Bezug auf eigene Erinnerungen wird dadurch immer mühsamer - bei den Opfern wie den Tätern wie den meisten Deutschen, die ja weder das eine noch das andere waren. Von einer "kollektiven" Erinnerung zu sprechen, wie dies in den vergangenen Jahren sich zunehmend üblich zu werden begann, führt in die Irre. Wohl gibt es so etwas wie eine mehrheitlich getragene und für richtig befundene Deutung und Bewertung der Geschehnisse; kollektive Erinnerung hingegen gibt es nicht, Erinnerung ist immer individuell. Woran aber sollten sich heute Zwanzig- oder Dreißigjährige erinnern? Ihr Verhältnis zur Geschichte der NS-Diktatur und des Genozids kann sich nur auf der Grundlage von Erlerntem, von Wissen herstellen; nicht von Erinnerung, und schon gar nicht durch die Einfühlung in eine moralische Konvention. Nur die Furchtbarkeit oder Unbegreiflichkeit des Geschehens zu konstatieren, führt ins Leere. Der Appell an Empathie und Emotion, verbleibt er isoliert, verliert schnell an Bindungskraft, zumal gegenüber jüngeren Generationen. Ohne die mühsame historische Auseinandersetzung mit den Geschehnissen selbst, ohne die spezifisch historische Aufklärung ist die gesamtgesellschaftliche Verdrängung des Holocaust unausweichlich.

Es ist daher gar nicht zu vermeiden, die deutsche "Schande" dauernd erneut zu präsentieren; schon weil die nachwachsenden Generationen nach genauer Auskunft drängen - und zwar erstaunlicherweise um so mehr, je länger Krieg und NS-Regime zurückliegen. Es gibt gewiß gute Gründe, sich gegen schlechte Sendungen, impertinente Vorträge und moralisierende Posen zu wenden. Die "Dauerpräsentation unserer Schande" hingegen wird man nicht vermeiden können, will man die Auseinandersetzung damit nicht generationell begrenzen. Und daß man das kaum oder nicht aushalten kann - liegt das nicht in erster Linie am Gegenstand selbst, an seiner das herkömmliche Wahrnehmungsvermögen sprengenden Größenordnung?

Hier liegt auch das Problem des Romans von Martin Walser. Die Erinnerungen der meisten heute älteren Deutschen an die NS-Zeit sind ja Erinnerungen an die eigene Jugend, und beileibe nicht nur geprägt von Krieg und Zerstörung, sondern von ganz privaten Erlebnissen, guten wie schlechten. Und doch fällt ein Schatten auf solche Unbeschwertheit; keine Schuld, keine Schande - aber ein Schatten, weil diese Unbeschwertheit in verstörendem Kontrast steht zu den Erlebnissen jener, womöglich Gleichaltriger, die aus dieser Unbeschwertheit herausgerissen, verschleppt, umgebracht wurden. Daß diese Beschwerung der eigenen Erfahrung als ungerechtfertigt verstanden wird, ist gut einzusehen. Die Abwesenheit von "Auschwitz" in diesen Erinnerungen ist ja kein Vorwurf, den jemand ernsthaft erheben könnte. Er erinnert aber daran, daß man eine unbeschwerte Kindheitserfahrung nur als "arischer" Deutscher genießen konnte; die Unschuld ist dann Teil jenes Selektionsprinzips, das den, der Glück hatte, auf die gute Seite warf. Diesem Dilemma wird man nicht dadurch entgehen, daß man sich über die aufregt, die diesen Zusammenhang ansprechen. Man entgeht dem Unwetter nicht, um ein Wort Ernst Jüngers abzuwandeln, indem man auf die Barometer eindrischt.

3. Walsers Paulskirchen-Text hat jedoch auch noch ein zweites Gesicht. Der Inhalt seiner Rede mag umstritten sein oder nicht, man mag ihm zustimmen oder ihn gleichgültig finden.

Die Emotionen, die diese Rede hervorrief, rühren woanders her. Denn Walser hat in seinen Text eine Vielzahl von Codeworten hineingepackt, die anders aufgeladen sind als das behandelte Thema, einen anderen Sinn ausstrahlen als den, zu dem sie textlich geformt sind.

Der Begriff der "Keule" etwa, den Walser mit seiner Klage über Auschwitz als "Moralkeule" verwendet, ist in den vergangenen Jahren als fester Topos der Neuen Rechten etabliert worden, als "Auschwitz-Keule" etwa ist er gar zum Erkennungsbegriff, zum politischen Banner des Rechtsradikalismus geworden. Niemand, der mit Sprache sorgfältig umgeht, würde diesen Begriff in einer die NS-Zeit betreffenden Rede unversehens, unschuldig benutzen, wäre es doch zu offensichtlich, daß er dadurch seine Absichten beschädigen würde. Walser tut es dennoch.

Auschwitz als "jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel" - auch dies ein Begriff, der einen spezifischen, nationalistischen Kontext assoziiert; und wir finden ihn so oder in Abwandlungen immer wieder in den Gazetten des neuen Nationalismus, etwa in der einstens in Freiburg gegründeten rechtsintellektuellen Zeitschrift "Junge Freiheit". Dort ist damit gemeint: Auf diese Weise wird der Völkermord benutzt, um die Deutschen einzuschüchtern; bei Walser: Auf diese Weise darf Auschwitz nicht eingesetzt werden. Aber der ursprüngliche Geruch des Begriffs bleibt haften.

Solche Signalbegriffe finden sich in Walsers Rede überall: "Dichter und Denker als Gewissenswarte der Nation", dann noch einmal: "Meinungs- und Gewissenswarte", "Meinungssoldaten", die "mit vorgehaltener Moralpistole den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen" - der Text ist angefüllt mit Codeworten, die einen anderen Wertekontext signalisieren: der öffentliche Umgang mit der NS-Vergangenheit werde den Deutschen gegen ihren Willen, von "Moralsoldaten" eben, aufgezwungen - eine Art Frondienst in fremdem Sold.

Und eben hierauf, und nicht auf das von Walser besprochene Thema, hat Ignaz Bubis reagiert - doch wohl zu Recht. Walsers Rede behandelte einen diskutierbaren Gegenstand, aber er tat dies in einer Sprache, die verhieß: Ich meine eigentlich noch etwas anderes. Die Enttabuisierung, die die Rede bewirkte und womöglich auch bezwecken wollte, bezog sich also nicht darauf, daß "nun endlich" "offen" über die NS-Vergangenheit gesprochen werden könne - was für ein absurdes Ansinnen nach dreißig Jahren streitiger Debatte -, sondern daß man die Erinnerung an den Holocaust als von außen aufgezwungene Demutsgeste verstehe, die man nun abzuschütteln trachte. Wer die Fernsehübertragung von Walsers Duisburger Replik mitangesehen hat, dem wird der Eindruck der laut jubelnden Publikumsmehrheit nach Walsers Wort "Meine Rede hat wie eine Befreiung gewirkt" unvergeßlich bleiben.

Aus Ignaz Bubis Replik auf Walsers Rede hat sich jedoch keine historisch-politische Debatte entwickelt - worüber auch? -, sondern zunächst ein heftiger verbaler Schlagabtausch; den jedoch als vermeintlicher Schlichter der ehemalige Hamburger Bürgermeister von Dohnanyi noch weiter verschärfte. Dohnanyi, das muß man doch betonen, trat hier ja nicht auf, weil er als historisch versierter Intellektueller gilt, sondern in seiner Funktion als Sohn, als jemand also, über den ein pauschales Urteil über die Deutschen angesichts der Ermordung seines Vaters durch die Nazis nicht leicht aufkommen will und dem man manches eher abnimmt als einem Deutschen, dessen Vater nicht so eindeutig gegen die Nazis stand. Dohnanyi nahm Walser in Schutz, das ist sein gutes Recht. Aber er bezog sich nicht auf das, was Walser gesagt hatte, noch entschuldigte er die unterschwellige Begrifflichkeit, die jener benutzte, sondern antwortete auf Ignaz Bubis' Kritik mit einer Generalentschuldigungsklausel, die es in dieser Form bislang nicht gegeben hatte und sich zudem noch als moralisch besonders

sensibel dardat: Wären die Juden damals nicht verfolgt und ermordet worden, so führte Dohnanyi aus, sondern andere, hätten sich dann nicht vielleicht auch die Juden so verhalten wie die meisten nichtjüdischen Deutschen? Nun ist die Vorhaltung: Was hätte ich damals getan? seit jeher eine beliebte Formel der Individualisierung des historischen Prozesses. Der Einzelne wird zu einer Art überhistorischem Ich erhöht, das unabhängig von den Zeitläuften eine moralische Substanz entweder besitzt oder nicht besitzt und sich als solcher retrospektiv in vergangenen Situationen zu bewähren hat. Da verständlicherweise niemand in der Lage ist, und sei es aus Schicklichkeit, zu sagen, er oder sie besitze in der Tat eine solche Art moralischer Qualität, ist das Argument zu nichts anderem nütze, als die politische und historische Situation der 30er und vierziger Jahre zu individualisieren und jede historische Beurteilung zu relativieren: Wenn Du nicht in der Lage bist zu versichern, daß Du Dich im Moskau der Schauprozesse der dreißiger Jahre anders verhalten hättest als die Stalinisten, wie willst Du Dich dann moralisch über sie erheben - das wäre die Parallele, und schon dadurch werden die fatalen Folgen des Einwurfs von Dohnanyi deutlich. Er geht aber noch weiter, indem er diese retrospektive Moralitätsprüfung nicht auf das Gewissen der Einzelnen bezieht, sondern auf eine ganze Gruppe; und dann ausgerechnet auf diejenige, deren Mitglieder bis auf wenige ermordet worden sind: die Juden. So wird der versteckte Sinn dieser Aussage deutlich: Da Ihr, die Juden, nicht in der Lage seid zu versichern, Ihr hättet Euch, wäret Ihr die Verfolger gewesen und nicht die Verfolgten, anders und moralisch besser verhalten als jene, die Euch verfolgten, so seid Ihr nicht in der Lage, Euch moralisch über jene zu erheben, die Euch einstens verfolgten. Man kann nicht umhin, diese Überlegungen als historisch verfehlt, moralisch zweifelhaft und politisch problematisch anzusehen.

4. Neben diesen, die Reden und Repliken der drei an der Diskussion Beteiligten betreffenden Aspekten, gibt es aber doch auch darüber hinausweisende Probleme, die bei dieser Affäre aufgetreten sind. Die Auseinandersetzung mit der "Vergangenheitsbewältigung" droht mittlerweile die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu überwölben, ja zu verdecken. Nahezu mit Lust - und deutlich auch in Konkurrenz um die Ehre, einen "Historikerstreit" angezettelt zu haben - haben sich überregionale Zeitungen und die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten auf diesen - intellektuell ja zuweilen auf wenig erhebendem Niveau geführten - Streit geworfen und ihn zu einer bedeutenden, nachgerade säkularen Debatte erklärt.

Welchen Wert hat eigentlich eine solche öffentliche Diskussion noch? Sie teilt in Lager und ordnet zu. Wer die Partei Walsers ergreift oder diejenige von Bubis, erklärt sich damit politisch. Nachdem links und rechts in der Wirtschafts- und Sozialpolitik ebensowenig mehr definierbar sind wie in der Außenpolitik, sind die Vergangenheitsdebatten die letzten Identifikationsorte der politischen Lager bzw. ihrer Reste. Solche Zuordnungen haben jedoch kaum noch praktischen oder politischen Wert, sie schmücken nur noch. Gleichzeitig ermöglichen sie es jedoch, sich ohne Mühe und ohne intellektuelle oder moralische Anstrengung in einem hochmoralischen Feld zu plazieren. Wer in den 50er und 60er Jahren Partei ergriff gegen das Kartell der Amnestierer und der Schlußstrich-Politiker, wer die NS-Vergangenheit dem massiven Vergessensdruck entziehen wollte, der brauchte dazu Mut, langen Atem und viel Zeit zur Lektüre. Das ist heute nicht mehr nötig. Debattenimitationen wie die in den Zeitungen der letzten Wochen über den hier vorgestellten Streit sind wohlfeil und leicht kommensurabel. Sie ermöglichen es dem Publikum, sich an der aufbrausenden Erbittertheit der Kombattanten zu ergötzen, ohne Kenntnisse, die weiter reichten, als daß es das "Dritte Reich" eben gegeben hat. Den Bezug zur vergangenen Wirklichkeit haben solche pathetischen Spektakel mittlerweile fast völlig abgelegt.

Demgegenüber ist die Lektüre eines Buches über die NS-Zeit selbst nachgerade eine moralische Tat, ein Akt des Protests gegen den Rummel und die Verwurstung der historisch-politischen Diskussion durch unablässige "Vergangenheitsdiskurse". Im Umgang mit unserer Vergangenheit sind nicht die großen Gesten und pathetischen Bekundungen der eigenen antifaschistischen Gesinnung vonnöten, und noch viel weniger die Darstellung des deutschen Leidens angesichts der von außen aufgezwungenen NS-Fixiertheit, sondern der nüchterne Blick auf die Vergangenheit selbst.

Denn da es keine Theorie des Judenmords gibt, keine erlösende Kurzformel, keine symbolische "Anerkennung" unserer Vergangenheit noch den befreienden Schlag, um sie endlich loszuwerden, ist es immer nur wieder die Auseinandersetzung mit dem Geschehen selbst, die das Bedürfnis nach Aufklärung stillen kann.